

Hubert Fehr, **Germanen und Romanen im Merowingerreich. Frühgeschichtliche Archäologie zwischen Wissenschaft und Zeitgeschehen**. Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Band 68. Verlag Walter de Gruyter, Berlin und New York 2010. 806 Seiten mit 47 Abbildungen.

Bei dieser Monographie handelt es sich um eine von Heiko Steuer betreute Freiburger Dissertation aus dem Jahre 2003. Der Untertitel kennzeichnet sehr viel mehr als der Haupttitel den Inhalt und die Zielrichtung der Arbeit, nämlich die Forschungsgeschichte (Kapitel II). Dies spiegelt sich bereits im Inhaltsverzeichnis dieser außerordentlich umfangreichen Arbeit wider. Sie umfasst außer der Einleitung drei Hauptkapitel mit einer auffallend breit gefächerten Vielzahl von Unterkapiteln verschiedener Ordnung, nämlich insgesamt sechzig, nicht mitgerechnet die Behandlung von einzelnen Themensträngen, die jeweils zusätzlich in diese integriert sind. Leider fehlen Zusammenfassungen zu den drei Hauptkapiteln, die auch für die mit arabischen Zahlen durchnummerierten großen Unterkapitel sinnvoll gewesen wären.

Wie im Titel nahegelegt, geht es grundsätzlich um die Auseinandersetzung mit dem Begriffspaar »Germanen und Romanen«, das »nicht nur für verschiedene aktuelle Diskussionen in der Frühmittelalterarchäologie erhebliche Bedeutung« besitzt, sondern »darüber hinaus geeignet [ist], die zentralen Etappen der Entwicklung dieses Zweiges der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie aufzuzeigen« (S. 11), wobei eo ipso auch die Diskussion um die ethnische Interpretation eine zentrale Rolle spielt. Diese wird bekanntlich seit der umfassenden Arbeit von Sebastian Brather (Ethnische Interpretationen in der frühgeschichtlichen Archäologie. Geschichte, Grundlagen, Alternativen. Ergbd. RGA 42 [Berlin und New York 2004]) weitgehend abgelehnt, und dessen Interpretationsrichtung folgen etliche schon erschienene Dissertationen aus dem Freiburger Institut, so auch die von Hubert Fehr. Zahlreiche Archäologen folgen ihr weiterhin in vielerlei Hinsicht nicht, und zu ihnen gehört auch der Rezensent (vgl. z. B. V. Bierbrauer, Zur ethnischen Interpretation in der frühgeschichtlichen Archäologie. In: W. Pohl [Hrsg.], Die Suche nach den Ursprüngen. Von der Bedeutung des Frühmittelalters. Forsch. z. Gesch. d. Mittelalters 8 [Wien 2004]). Dazu heißt es bei Fehr, dass von ihm »eine ganze Reihe jener Arbeiten berücksichtigt werden, die vor wenigen Jahren als methodisch vorbildliche und überzeugende ethnische ins Feld geführt wurden. Das Urteil über ihre Plausibilität fällt jedoch – so viel sei vorausgeschickt – wenig günstig aus, sondern bestätigt vielmehr die Kritik an der gängigen Forschungspraxis« (S. 8). Diesen Archäologen der »traditionellen« Forschungsrichtung wird weiterhin bescheinigt, dass die an ihnen geübte Kritik »offenbar an einen wunden Punkt [rührt], an dem die Bereitschaft, eigene Positionen zu überdenken, rapide nachlässt« (S. 6). Dass solche in einer wissenschaftli-

chen Diskussion doch eher unüblichen Formulierungen leider zum üblichen Jargon Fehrs gehören, hat er mehrfach in anderen Arbeiten bekräftigt: Hier ist von »bis heute nicht vollständig beseitigten ›Altlasten‹« die Rede, die »mittlerweile eher [als] Erkenntnishindernis(,)« denn als brauchbare Basis für weitere Forschung »gelten und »dass Grundüberzeugungen eine Rolle« spielen, »die weit tiefer verwurzelt sind als übliche fachliche Positionen« (H. Fehr, Germanische Einwanderung oder kulturelle Neuorientierung? Zu den Anfängen des Reihengräberhorizontes. In: S. Brather [Hrsg.], Zwischen Spätantike und Frühmittelalter. Archäologie des 4. bis 7. Jahrhunderts im Westen. Ergbd. RGA 57 [Berlin und New York 2008] 67–102, bes. 72–75. Diese Studie sei auch deswegen als Beispiel zitiert, weil man sie parallel zur besprochenen Monographie lesen kann, fasst sie doch einige von deren Ergebnissen thesenhaft zusammen). Diese kurzen Hinweise zum Umgang des Autors mit den noch aktiv Forschenden, aber auch mit den ihnen vorangegangenen Forschergenerationen sollten dem Leser nicht vorenthalten werden, zumal dieser Diskussionsstil – mal weniger, mal mehr – das gesamte Buch kennzeichnet. Der Rezensent würde sie am liebsten unkommentiert lassen, sprechen sie doch für sich selbst, kommt aber dennoch nicht umhin zu fragen: Beginnt mit diesen unnötig mit Polemik befrachteten Positionierungen gleichsam eine neue, nun innovative Forschungsära, die, so kann man Fehr verstehen, zugleich die ›Deutungshoheit‹ zumindest auf diesem Forschungsgebiet nun für sich reklamiert? Und: Ist die »traditionelle Forschung« somit synonym mit ›Überholtem‹ gleichzusetzen, das man als »Altlast« negieren sollte?

In der langen Einleitung (S. 1–12), aus der schon oben zitiert wurde, beschreibt Fehr an mehreren Stellen seine Zielsetzungen. Übergeordnet wichtige gemeinsame Nenner, die seine Arbeit prägen, sind die Fragen: »Besitzt das Begriffspaar »Germanen – Romanen« für die Frühgeschichtsforschung ein nennenswertes heuristisches Potential? Weshalb wurde es in der Frühmittelalterarchäologie lange Zeit ganz selbstverständlich als zentrale Interpretationsgrundlage verwendet? Und schließlich: Welche alternativen Interpretationen sind für jene archäologischen Phänomene vorhanden, die bislang auf der Grundlage eines germanisch-romanischen Antagonismus gedeutet wurden, insbesondere das Aufkommen der frühmittelalterlichen Reihengräberfelder?« (S. 3). In der Formulierung dieser Fragen ist unverkennbar bereits enthalten, worauf der Autor hinaus will: das Problemfeld, das mit »germanisch-romanischem Antagonismus« umschrieben wird, als forschungsgeschichtlichen Irrweg zu entlarven und damit zugleich die Denominationen »Germanen« und »Romanen« als obsolet aus der Forschung zu eliminieren; mit der konsequenten Verwendung der Anführungsstriche bei Romanen und Germanen ist dies ohnehin längst deutlich geworden.

Damit dem Autor dies gelingt, »erscheint es notwendig, die Entwicklung der Diskussion [im oben be-

schriebenen Sinne, Rez.] von ihren Anfängen bis in die Gegenwart im Zusammenhang darzustellen« (S. 8 f.), also eine umfassende Forschungsgeschichte zu schreiben, deren »Schwerpunkt in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts« liegt und »deshalb niemals systematisch untersucht wurde. Seine Bedeutung für die Wissenschaftsgeschichte rührt zunächst daher, dass in ihm Wissenschaft und Politik besonders intensiv miteinander verflochten waren« (S. 13). Wie wichtig ihm dies als weitere Zielsetzung ist, zeigt das lange Kapitel II mit rund fünfhundert Seiten (s. u.).

Als Abschluss der Einleitung werden die drei Hauptkapitel genannt und schon kurz gekennzeichnet. Hier beziehungsweise in der kurzen Zusammenfassung (S. 784–788) findet sich die Quintessenz der Monographie: »Anstatt der traditionellen Erklärung für das Aufkommen der frühmittelalterlichen Reihengräberfelder wird ein funktionaler Ansatz vorgeschlagen. Die Reihengräberfelder sind [...] als Ausdruck einer kulturellen Neuorientierung der Bevölkerung an der Peripherie des Römischen Reiches aufzufassen« (S. 787 f.). So schon vorweg im Bilde, findet man sich bei der über weite Strecken ermüdenden Lektüre schneller zurecht.

Es ist in einer Rezension unmöglich, das umfangreiche Opus auch nur annähernd inhaltlich zu skizzieren und zu kommentieren, was insbesondere das lange zweite Kapitel betrifft. So beschränkt sich der Rezensent im Folgenden darauf, auf einige wenige, ihm besonders wichtige Aspekte hinzuweisen, die zudem überwiegend auf die Archäologie bezogen sind. Der Gesamteindruck, den das Buch hinterlässt, wird dadurch aber nicht über Gebühr beeinträchtigt.

Auf den ersten Abschnitt von Kapitel I sei dennoch etwas ausführlicher eingegangen: »Germanen« und »Romanen«: Ethnographische Kategorien?« (S. 21–41). Auf die Geschichtsforschung rekurrierend, wird hier schon deutlich, worauf Fehr hinaus will: »Germanen« und »Romanen« sind als überholte Begriffe beziehungsweise wissenschaftliche Konstruktionen zu verstehen. Wenn dem so ist, so impliziert dies, dass die archäologische Forschung gut daran tut, künftig weder mit diesen Begriffen zu hantieren noch in ihrem Quellenmaterial, auf welche Weise auch immer, nach ihnen zu suchen. Fehr wagt sich weit vor, wenn er feststellt, dass »während des 5. Jahrhunderts die Begriffe »römisch« und »barbarisch« [und damit auch »germanisch«: Rez.] endgültig ihren ursprünglichen Bedeutungskontext« verloren (S. 32).

So klar und unmissverständlich ist dies aus der historischen Literatur jedoch nicht zu folgern, auch wenn dies so oder so ähnlich im neueren Forschungstrend liegt oder zu liegen scheint. Das Schrifttum zum Diskurs über die ethnische Identität ist in seiner gesamten Bandbreite fast nur noch von Spezialisten zu überblicken, was bei Fehr in keiner Weise zur Geltung kommt. Die diesbezügliche Komplexität des Identitätsdiskurses spiegelt dies wider und lässt so klare Positionen, wie sie Fehr letztendlich suggeriert, nicht zu. Leider kann der Rezensent dies hier aus Platzgründen nicht ausführen, und so

begnügt er sich mit dem Zitieren von Walter Pohl durch den Autor: Erwähnt wird von ihm in erster Linie ein Handbuch über Germanen; überblickt man aber das reichhaltige Spezialschrifttum des führenden Wiener Historikers, so wird deutlich, dass es einfache Antworten auch bei ihm nicht gibt, und der Rezensent bezieht sich dabei nur auf eine Studie von Pohl: Worin liegt »die Vorstellung von einer Kontinuität des Identischen über die Zeit hinweg? Worin liegt aber bei den Völkern des Frühmittelalters überhaupt diese Kontinuität? Eine Antwort liegt auf der Hand: Im Volksnamen [...]. Dennoch gaben die Volksnamen während der Jahrhunderte des Frühmittelalters einen festen Anhaltspunkt ethnischer Identität«, so auch »Gothi«, »Franci« oder »Langobardi« (W. Pohl, Identität und Widerspruch: Gedanken zu einer Singgeschichte des Frühmittelalters. In: ders. [Hrsg.], Die Suche nach den Ursprüngen. Von der Bedeutung des frühen Mittelalters. Forsch. z. Gesch. d. Mittelalters 8 [Wien 2004] 31).

Ähnliche Differenzierungen gelten auch für die »Romani« beziehungsweise Romanen (mit der Übersetzungsproblematik ins Deutsche), unter denen der Rezensent, methodologisch unangreifbar, die weiterlebende römische und provinzialrömische Bevölkerung der Spätantike und des frühen Mittelalters versteht, die weder mit Blick auf die Schriftquellen noch auf die später zu erörternden archäologischen Quellen einen monolithischen »Block« darstellten. Vgl. zum Beispiel den Historiker Roland Steinacher, Wiener Anmerkungen zu ethnischen Bezeichnungen als Kategorien der römischen und europäischen Geschichte. In: S. Burmeister / N. Müller-Scheeßel (Hrsg.), Fluchtpunkt Geschichte. Archäologie und Geschichtswissenschaft im Dialog. Tübinger Arch. Taschenbücher 9 (Münster, New York, München und Berlin 2011) 188 mit Anm. 12, der Fehr mit Verweis auf einen Beitrag von 2003 hinsichtlich seines Romanenbegriffes »dekonstruktivistische Ansätze« bescheinigt, dies im Gegensatz zum Rezenten »mit einer klaren Position«.

Die Archäologie wird in diesem ersten historisch strukturierten Abschnitt folgerichtig nicht erwähnt; weil der Autor aber sonst ständig mit Vor- und Rückverweisen arbeitet, wäre ein diesbezüglicher Hinweis durchaus angebracht, etwa verbunden mit der Frage, ob die Archäologie zum Thema Romanen etwas beitragen kann, was der Fall ist, ganz gleich, ob es Fehr in sein Konzept passt oder nicht (vgl. hierzu zuletzt zum Beispiel V. Bierbrauer, Romanen im mittleren und östlichen Alpenraum im 5.–7. Jahrhundert. In: S. Brather / D. Guenich / Chr. Huth [Hrsg.], *Historia archaeologica*. Festschrift für Heiko Steuer zum 70. Geburtstag. Ergbd. RGA 70 [Berlin und New York 2009] 227–246 und E. Riemer, Vergleichende Studien zu den Romanen im westlichen Mittelmeer und an der östlichen Adria. *Kölner Jahrb.* 43, 2010, 623–642).

Für das Kapitel I ist das dreiteilige Fazit festzuhalten: Erstens bezeichnen – abweichend von der archäologischen Forschung bis heute – »Franci bzw. Romani im Merowingerreich keine Sprachgemeinschaften«,

zweitens handelt es sich bei beiden »nicht um ethnisch-kulturell distinkte Abstammungsgemeinschaften, sondern um wandelbare politisch-rechtliche Gruppierungen« und drittens ist davon auszugehen, »dass es weder eine stabile ›romanische‹ ethnische Identität noch eine ›germanisch-fränkische‹ Nationalität, die in der frühgeschichtlichen Archäologie bei ethnischen Interpretationen zugrunde gelegt werden, jemals gegeben hat« (S. 173). Auch wenn man bei dem zweiten Punkt kontrovers diskutieren kann, so ist der dritte Punkt der eigentlich bemerkenswerte, schließt er doch an den ersten Abschnitt dieses Kapitels nahtlos an (s. o.): Den Ergebnissen der Geschichtsforschung entsprechend, so wie sie Fehr versteht, sind Romanen und Germanen (einschließlich Franken) keine ethnisch relevanten und mit Identität zu verbindenden Gruppierungen! Demzufolge – dies sei nochmals nachdrücklich betont – war es nach seiner Meinung zwecklos, wenn sich die Frühmittelalterarchäologie seit jeher mit ihnen befasst hat, auch in den letzten Jahrzehnten und erst recht zukünftig. Eigentlich könnte der Rezensent damit seine Aufgabe weitgehend beenden und sein Augenmerk nur noch darauf richten, was Fehr stattdessen glaubt, nun als innovativen Forschungsansatz an Stelle der bisherigen Paradigmen setzen zu können, was er im Kapitel III unternimmt: »Germanische Einwanderungen oder kulturelle Neuorientierung? Die Anfänge des Reihengräberhorizontes« (S. 681–783); die Antwort liegt bereits unverkennbar in der im Titel suggestiv formulierten Fragestellung: »kulturelle Neuordnung« (s. u.).

Zwischen den Kapiteln I und III befindet sich aber nun noch das lange zweite »Germanen« und »Romanen« in der Archäologie des Merowingerreiches« (S. 177–677). Dort wird die Forschungsgeschichte von den Anfängen in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts bis in die Gegenwart höchst detailliert nachgezeichnet. Zu Recht nimmt die Zeit des Dritten Reiches den breitesten Raum ein mit den maßgeblichen Vertretern archäologischer Forschung und den vielen zeittypischen Institutionen mit ihren Verflechtungen untereinander; die Hauptprotagonisten sind Hans Zeiss, Joachim Werner, Kurt Tackenberg und Kurt Böhner für die Zeit 1939 bis 1945 (II.13: »Ur- und Frühgeschichte im Kriege: Archäologische Forschungen zu Germanen«; S. 404–514), ebenso für die Zeit danach: »Neuformierung und Transformation: Archäologische Volkstumsforschung in der Nachkriegszeit« (II.14: S. 515–600).

Es ist völlig unmöglich, sich hiermit angemessen und fair in einer Rezension auseinanderzusetzen; eine solche Forschungsgeschichte lag in dieser Ausführlichkeit bislang noch nicht vor, und sie gründet auf einer akribischen Recherchetätigkeit. Wenn der Rezensent versuchen würde, das Eine oder Andere herauszugreifen, auch zu dem, was er zu beanstanden hätte, müsste er unangemessen verkürzen. Diesem Kapitel würde nur eine umfangreiche Studie gerecht. Hierzu zählt auch die Auseinandersetzung mit jenen Institutionen, die mit der Archäologie mehr oder weniger kooperierten, so auch das

von Fehr immer wieder kritisch betrachtete »Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande«, das aber zu keiner Zeit selbst archäologische Forschung betrieben hat (Hermann Aubin, Franz Steinbach und Franz Petri, Letzterer hervorgehobener Kritik besonders ausgesetzt; vgl. hierzu die Rezension von Rudolf Schieffer zu Fehrs Buch: Rhein. Vierteljahresbl. 75, 2011, 319–321).

Mit je nach Autor unterschiedlichen Bewertungen im Laufe der Zeit geht es im Kern um die Diskussion der ethnischen Interpretation, konkret mit dem Aufkommen des Reihengräberhorizontes am Übergang von der Spätantike zum Frühmittelalter, fokussiert dann auf die Aspekte der Waffenbeigabe und der Frauenkleidung mit vier Fibeln (»Tracht«), ferner auf die Körperbestattung und auf die Westostausrichtung der Gräber, die im Allgemeinen für den Nachweis von Germanen herangezogen wurden (s. u.), dies ganz im Gegensatz zu Romanen, für die man eher auf einen Negativkatalog verwies (Beigabenarmut etc.; s. u.). Parallel dazu wurde im Kontext diesbezüglicher Ausstattungsmuster auch der Romanisierungsprozess bei germanischen Volksgruppen diskutiert, wenn im Laufe der Zeit diese Ausstattungsmuster sich in Richtung Beigabenarmut verschoben (Akkulturation: s. u.).

Am Beispiel von Hans Zeiss wird dies besonders exekutiert, sowohl an seiner Monographie über »Die Grabfunde aus dem spanischen Westgotenreich (Berlin 1934)« als auch besonders an seiner langen Studie über »Die germanischen Grabfunde des frühen Mittelalters zwischen mittlerer Seine und Loiremündung (1941)«. Wie schon gesagt: Dem Rezensenten ist es nicht möglich, hierauf differenziert einzugehen, er möchte aber doch die aus seiner Sicht nicht unwichtige Frage stellen, ob Zeiss sich bei seinen archäologischen Analysen vornehmlich von dem Geist der »Volkstumshistoriker« leiten ließ oder nicht. Man könnte dies, wie Fehr, so sehen, wenn bei Zeiss von einer »germanischen Herrschaft« und ihren »romanischen Untertanen« die Rede ist, aber ist die notwendige Objektivität noch gewahrt, wenn Fehr, auf Zeiss bezogen, hinzufügt: »Diese Diktion [im zuvor genannten Sinne] wurde nicht allein von den volkstumsbewegten Altertumswissenschaftlern als Modell für die soziale Struktur des frühen Mittelalters verwandt. Nur allzu deutlich entspricht es ebenfalls dem Ziel der ›Neuordnung Europas‹, in dem ein germanisch-deutsches Herrenvolk über seine europäischen Heloten herrschte?« (S. 477). Sicherlich nicht, und so räumt Fehr sogar ein, dass »es sich bei Zeiss' Arbeit um einen bedächtig abwägenden und kritischen Beitrag [handelt] mit dem Ziel, aus der Kritik an dem Vorgehen Petris eine konstruktive Alternative zu entwickeln« (S. 466). Kein Zweifel: Hans Zeiss hat bei seinen archäologischen Analysen stets eigenständig gearbeitet, was auch aus Fehrs diesbezüglicher Tabelle mit »den Kriterien zur Unterscheidung germanischer und nicht-germanischer Bestattung« hervorgeht (S. 470), und es sei hinzugefügt, dass diese Kriterien im Wesentlichen auch noch von der heutigen »traditionellen For-

schung« anerkannt werden (s. u.), die auf eine qualitativ und quantitativ ungleich bessere Quellenlage rekurrieren kann! Aber auch jener wird bekanntlich von Fehr und ähnlich Denkenden der Vorwurf gemacht, dass sie sich letztlich immer noch im ›Fahrwasser‹ von Zeiss bewege. Für das Kapitel II möchte es der Rezensent bei diesem Beispiel belassen und aus den oben erwähnten Gründen nicht weiter auf dieses eingehen, so sehr dies vor allem bei Joachim Werner notwendig wäre, sowohl für die Zeit zwischen 1939–1945 als auch für die Nachkriegszeit, was auch für Kurt Böhner gilt (S. 404–600). Auch hier trifft zu, was ich schon bei Hans Zeiss angedeutet habe: Geboten wäre die strikte Trennung zwischen den nach Meinung des Rezensenten archäologisch eigenständig erarbeiteten Ergebnissen und Meinungen einerseits, so auch denjenigen in ›Zur Entstehung der Reihengräberzivilisation‹ von 1950, und der Interpretation im Zusammenhang der Biographie andererseits. Hierzu hat sich Fehr ohnehin schon ausführlich und nach Auffassung des Rezensenten auch reichlich tendenziös geäußert (H. Fehr, Hans Zeiss, Joachim Werner und die archäologischen Forschungen zur Merowingerzeit. In: H. Steuer [Hrsg.], Eine hervorragend nationale Wissenschaft – Deutsche Prähistoriker zwischen 1900 und 1995. Ergbd. RGA 29 [Berlin und New York 2001] 311–415; vgl. dazu RGA² XXXIII [2006] 473–485 s. v. Werner [V. Bierbrauer]). Die zum Beispiel an Werners zuvor genannter Studie geäußerte Kritik, so von belgischen und französischen Archäologen, vor allem Édouard Salin, Siegfried De Laet und Jacques Nenquin, aber auch von dem belgischen Historiker Jean Dhont (S. 528–544, vgl. dazu ferner S. 569–582), ist selbstverständlich im wissenschaftlichen Diskurs, erst recht zu dieser Zeit. Ähnliches gilt für Kurt Böhner (S. 559–566). So hält der Rezensent es für höchst problematisch, wenn bei Fehr wieder einmal die zugegebenermaßen nicht immer leichte Trennung von Werk und Biographie allzu sehr verwischt wird, vor allem bezüglich Werner, auch wenn dieser von ›germanischem Volkstum‹ sprach (zum Beispiel S. 526): »Wie bei Zeiss und Petri vor 1945 war es das Ziel der Untersuchung [Werners über Entstehung des Reihengräberhorizontes: Rez.], den Anteil des ›germanischen Volkstums‹ im frühen Mittelalter zu bestimmen« (S. 527).

Ausdruck leidenschaftlicher Debatten um die Aussagekraft ethnischer Interpretationen insgesamt, in Sonderheit eben zu Germanen und Romanen, waren schließlich auch die Tagungen des ›Konstanzer Arbeitskreises für Mittelalterliche Geschichte‹, die man, anders als Fehr, für die Frühzeit nicht in dem Sinne instrumentalisieren sollte, welche Seite damals näher an der Wahrheit war als die andere. Diese Debatten sind zunächst einmal nichts anderes als ein aufschlussreiches Zeugnis für ein wichtiges Stück Forschungsgeschichte, bei dem (fast) alle Gelehrten von Rang und Namen auf interdisziplinärer Ebene miteinander stritten.

Die letzten beiden Abschnitte von Kapitel II sind überschrieben mit ›die ›Rehabilitation‹ der ethnischen

Interpretationen: ›Germanen‹ und ›Romanen‹ in den 1970er Jahren« (S. 601–657) und: ›Kontinuität wider besseres Wissen?‹ (S. 658–677). Ein ›methodischer Neuanfang‹ sei, so Fehr, in jener Zeit nicht erkennbar.

Es ist unumgänglich, auf einige Aspekte kurz einzugehen, die die Positionen des Autors zum ›germanisch-romanischen Antagonismus‹, seinem Leitmotiv, weiter kennzeichnen. So kritisiert er besonders die nach Ansicht des Rezensenten von Frauke Stein methodisch korrekt herausgearbeiteten ›Totenrituale A und B‹, ›A‹ für Germanen und ›B‹ für Romanen (zum Beispiel S. 662), die sie sowohl grundsätzlich als auch mit Fallstudien eindrücklich belegt hat; hiermit hat sich Fehr aber nicht detailliert auseinandergesetzt. Auch wenn davon bei Fehr bei seinen vielen ›Subabschnitten‹ manches unterzugehen droht, ist genau dies bei ihm der zentrale Kritikpunkt an der sogenannten traditionellen Frühmittelalterarchäologie, die – wie gehabt und negativ gemeint – wiederum auf Zeiss zurückgeht. Worum handelt es sich? So schreibt er zur Frage des ›positiven‹ Nachweises von Romanen (S. 631–636), die Romanen seien nach der ›traditionellen Forschung‹ im Grunde durch einen ›Negativkatalog‹ gekennzeichnet, so durch Beigabenlosigkeit oder Beigabenarmut ihrer Bestattungen; um deren Alterität zum Germanischen begründen zu können, hätte man dies auf die erstaunlich simple Aussage reduziert: ›Zur Rekonstruktion der romanischen Kultur standen lediglich jene Grabfunde zur Verfügung, die übrig blieben, nach dem [sic!] die typisch ›germanischen‹ Inventare ausgeklammert waren‹ (S. 632). Dies wird der Romanenforschung in keiner Weise gerecht! Abschließend stellt Fehr sodann fest, dass die ›traditionelle‹ Romanenforschung ›von der Existenz einer großräumig verbreiteten romanischen Sachkultur und einer ebenso allgemein verbreiteten ›romanischen Volkstracht‹ ausgeht‹ (ohne Literaturhinweis). Kennt man aber die (neuere) Spezialforschung, so zeigt sich, dass der Autor irrt, vor allem wenn er – wie im Zitat – überregional argumentiert, also eben nicht nur auf Gallien bezogen: Die Romanen schlechthin, dies sei ausdrücklich hervorgehoben, gibt es ebenso wenig wie eine mehr oder weniger einheitlich romanische Sachkultur und Volkstracht (s. o.; auf weitere Literatur wird verzichtet). Trotz verschiedener Ausstattungsmuster (Beigabensite; Beigaben) zeichnen sich – entgegen Fehr – gleichwohl ausreichende Gemeinsamkeiten unter ihnen jeweils ab, um sie als Totenritual B zu bezeichnen und sie von Totenritual A nach Stein absetzen zu können. Natürlich wird dies in dem Maße schwieriger, je weiter Akkulturationsprozesse zwischen Germanen und Romanen fortgeschritten sind. (Leider wird in dem Exkurs über frühgeschichtliche ›Akkulturationsprozesse‹ [S. 623–630] verabsäumt, die Komplexität und vor allem die Aktualität dieser Thematik angemessen zu behandeln.) Gerade an diesem Beispiel wird deutlich, dass es wenig Sinn ergibt, auf alle Thesen des Autors argumentativ einzugehen, kommt er doch zu den Totenritualen A und B nach Stein beziehungsweise zur

Unterscheidung von Germanen und Romanen trotz der bewährten Analyse von ›Ausstattungsmustern‹ auf dem Hintergrund akribischer Quellenanalysen zu einem Ergebnis, das eigentlich zu erwarten war: Erstens handele es sich bei Steins Totenritualen ›lediglich um eine Neubenennung der althergebrachten Kriterien zur Unterscheidung von Germanen und Romanen in der Tradition von Hans Zeiss: Der wesentliche Unterschied zwischen beiden ›Ritualen‹ sei nämlich ›besonders in der Frauentracht und der Waffenbeigabe‹ zu erkennen« (S. 664) und zweitens noch wichtiger: Fehrs Prognose, dass die Trennung zwischen Germanen und Romanen ›empirisch, d. h. durch eine detaillierte Analyse des Fundstoffes zu lösen ist, zweifelhaft [erscheint]« (S. 670); folgerichtig stellt Fehr in seinem Sinne unter anderem die Frage, ›wie sich trotz der bereits frühzeitig erkennbaren methodologischen Schwächen eine derart weit verbreitete und dauerhafte Interpretationstradition entwickeln und Bestand haben konnte« (S. 671). Was soll man hierauf antworten? Der Rezensent ist erstens in hohem Maße erstaunt darüber, dass die ›detaillierte Analyse des Fundstoffes‹ als nicht zielführend angezweifelt wird und zweitens, mit Blick auf die ›bereits frühzeitig erkannten methodologischen Schwächen‹, dass die ›traditionelle Forschung‹, die eng an und mit den archäologischen Quellen arbeitete und arbeitet, letztlich nach Fehr der fachlichen Inkompetenz geziehen wird. Man sollte am besten achselzuckend darüber hinweggehen, passt dies doch alles zu den so oft erkennbaren ›dixit-Positionen‹ des Autors. Diese Kritik wird auch nicht oder nur wenig relativiert, wenn den so Gescholtenen eine ›enorme Leistung im Bereich der archäologischen Grundlagenforschung‹ zugestanden wird, die ›auch in Zukunft nicht an Wert verlieren‹ wird (S. 677).

Wenn also bislang angeblich so ziemlich alles bei der archäologischen Interpretation um Germanen und Romanen abzulehnen ist und folglich die Forschung in eine völlig falsche Richtung gelenkt wurde, so ist man gespannt, was der Autor überzeugend an Stelle dessen zu setzen vermag.

Belehrung erhofft man sich also im Kapitel III mit dem bemerkenswert zweigeteilten und schon Antworten signalisierenden Titel: ›Germanische Einwanderung oder kulturelle Neuorientierung? Die Anfänge des Reihengräberhorizontes‹ (S. 681–783). Was der Leser dabei zu erwarten hat und was nicht, wird bereits zu Anfang klargelegt; anstatt zu paraphrasieren sei in voller Länge zitiert: ›Selbstverständlich kann es dabei weder das Ziel sein, die damit zusammenhängenden archäologischen Fragestellungen umfassend zu diskutieren, noch ein elaboriertes neues Modell der Entstehung des Reihengräberhorizontes vorzulegen. Ein solcher Versuch erfordert eine eigene Arbeit, die eine detaillierte Analyse der betreffenden Schlüsselbefunde umfassen muss. Im Rahmen einer Dissertation kann ein derart aufwendiges Unterfangen nicht geleistet werden. Um jedoch nicht mit einem eher negativen Fazit des Germanen-Romanen-Diskurses schließen zu

müssen, möchte ich einige Ansätze erläutern, die versuchen, die traditionelle germanozentrische Interpretation hinter sich zu lassen(,) und neue Gesichtspunkte zur Lösung dieser bedeutenden Frage der Archäologie des frühen Mittelalters aufzuzeigen« (S. 681).

Was nun? Warum darf man ein ›elaboriertes neues Modell‹ im Rahmen einer Dissertation nicht erwarten, zumal dieses zweifelsohne zur zentralen Zielsetzung gehören müsste? Mit Zeitnot ist dies nicht zu erklären, hat der Autor doch auf rund fünfhundert Seiten geradezu verschwenderisch in die Forschungsgeschichte investiert. Weil die Erwartungen, die man an Kapitel III knüpft, schon vom Autor selbst herabgestuft wurden, ist man auch nicht sonderlich überrascht, wenn man in den beiden Abschnitten zu den ›Anfängen des Reihengräberhorizontes‹ zunächst zum ›historischen Kontext‹ (17: S. 681–724) und dann ›zu den archäologischen Aspekten‹ (18: S. 725–783) keine eigenständigen Analysen vorfindet, weder umfassend, noch mit detaillierter Quellenanalyse. Stattdessen begnügt sich der Autor weitgehend damit, die Kritiker an den ›traditionellen ethnischen Interpretationen‹ zu Wort kommen zu lassen mit ›mehr oder minder ausgefeilten Alternativmodellen‹, auch wenn es dabei noch nicht ›zur Formulierung eines umfassenden neuen Modells zur Entstehung des Reihengräberhorizontes [... kam]‹ (S. 682), und er fügt schon hier hinzu, worauf es ihm ankommt beziehungsweise worauf er hinauswill: ›Im Gegensatz zum bis vor wenigen Jahren vorherrschenden migrationistischen Ansatz(,) wird das Aufkommen der Reihengräberfelder zunehmend als Ergebnis einer kulturellen Transformation der Bevölkerung an der Peripherie des sich auflösenden Römischen Reiches interpretiert« (S. 682); dies entspricht ziemlich wortgleich seinem ›Ergebnis‹ in der ›Zusammenfassung‹ (S. 787 f; s. o.). Längst bekannten Kronzeugen für diesen vermeintlich neuen Interpretationsansatz in den Kapiteln zuvor werden nun noch neue hinzugefügt und in dem zuvor erwähnten Sinne als Argumentationshilfe beansprucht; Wiederholungen sind daher unvermeidlich.

Allein für den ersten Abschnitt, der weitgehend geprägt ist durch ein ständiges Hin und Her zwischen historischen und archäologischen Beweisführungen, sei nur kurz auf den Exkurs: ›Sitte und Brauch‹ oder ›Ritual‹« (S. 684–693) hingewiesen. ›Grabstätten‹ und ›Grabbräuche‹ werden terminologisch als zu wenig präzise kritisiert; ist dies noch hinnehmbar, so verwundert es dann doch, dass dies auch für die ›Totenrituale‹ (s. o.) gelten soll, weil diese ›durch regelhaft wiederkehrende Ausstattungsmuster und Grabformen‹ begründet wurden (S. 686); wieder werden diese zu Unrecht als methodisch zielführendes Erkenntnispotential für archäologische Beweisführungen in Frage gestellt (s. o.).

Im zweiten Abschnitt werden die in den vorangegangenen Kapiteln schon kritisierten ›konstitutiven Elemente des Idealtypus ›Reihengräberfeld‹« nun wieder aufgegriffen und in den folgenden Exkursen als nicht aussagekräftig für Germanen zurückgewiesen: erstens die Körperbestattung, zweitens die Orientierung, also die

Ortung der Gräberfelder, und drittens die Beigaben, das heißt »bei Frauen die Beisetzung in Kleidung mit Zubehör aus Metall (Fibeln, Schmuck etc.), bei Männern mit Waffen, sowie die Beigabe von Speisen und Getränken bei beiden Geschlechtern« (S. 729).

Ausführlicher behandelt werden allein die »Gräberfelder mit Wechsel der Orientierung« (S. 734–746), auch mit Plänen der wichtigsten Nekropolen, nämlich St. Martin-de-Fontenay, Bulles, Frénoeuville, Rhenen und Vron, allesamt der archäologischen Forschung bestens bekannt. Einige von ihnen wurden mit Seriationen und belegungschronologisch sowie unter verschiedenen anderen Aspekten analysiert, aber nicht umfassend und auch nicht modernen Standards genügend. Über das also längst Bekannte hinaus gelangt der Autor zu keinen für Spezialisten neuen Erkenntnissen, was auch für die kurzen und eher bescheidenen Ausführungen zu: »Orientierung, Heidentum und Christentum« gilt (S. 746–751). Für den Rezensenten sind die Ausführungen zu dem zuvor genannten dritten Punkt wichtiger als zu den beiden ersten Punkten, also zur »Waffenbeigabe« (S. 750–762) mit den darauf folgenden Exkursen zum Thema »Militarisierung der Gesellschaft oder elitärer Lebensstil?« (S. 763–768) und zur »Bestattung in fibelgeschmückter Kleidung« (S. 768–783). Dort befasst sich der Autor ja mit Kategorien, die von Anbeginn die Monographie wie ein roter Faden durchziehen: Gelten sie weiterhin als ethnisch interpretierbare Kriterien für Germanen und gleichsam im Ausschlussverfahren für Romanen? Eine wichtige Rolle spielt bei der Waffengabe zu Recht die bereits vieldiskutierte Frage, ob sie schlüssig aus der Germania herzuleiten ist (S. 751), und so setzt sich der Autor ausführlich und kritisch mit einer Studie von Mechthild Schulze-Dörlamm auseinander (Germanische Kriegergräber mit Schwertbeigabe in Mitteleuropa aus dem späten 3. Jahrhundert und der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts n. Chr. Zur Entstehung der Waffenbeigabensitte in Gallien. *Jahrb. RGZM* 32, 1985, 509–569) mit dem Fazit, dass sie eine Erklärungsmöglichkeit übersehen habe (S. 751–758): Die Waffenbeigabe (im Westen) sei schlichtweg eine »Innovation« in der Spätantike, womit Fehr sich zu seiner Schlussthese vorarbeitet.

Unterstützung erfährt er dabei durch den in diesem Zusammenhang unvermeidlich immer wieder zitierten englischen Historiker Guy Halsall, besonders mit seinen Arbeiten von 1992 und 2000 (The origins of the Reihengräberzivilisation. Forty years on. In: J. Drinkwater / H. Elton [Hrsg.], *Fifth-century Gaul. A crisis of identity?* [Cambridge 1992] 196–207; *Archaeology and the Late Roman Frontier in Northern Gaul. The so-called »Föderatengräber« reconsidered.* In: W. Pohl / H. Reimitz [Hrsg.], *Grenze und Differenz im frühen Mittelalter.* Akad. Wiss. Wien, Phil.-hist. Kl. Denkschr. 287 [Wien 2000] 167–180). Flankiert werden sie von Frans Theuvs und Monica Alkemade (A kind of mirror for men. Sword depositions in Late Antique northern Gaul. In: F. Theuvs / J. L. Nelson

[Hrsg.], *Rituals of power. From Late Antiquity to the Early Middle Ages. The Transformation of the Roman world* 8 [Leiden, Boston und Köln 2000] 401–476). Es wird – wie schon erwähnt – evident, dass Fehr hier nicht mit eigenständigen Untersuchungen aufwartet, sondern Forschungspositionen referiert und einander gegenüberstellt, die einen favorisierend, die anderen, die nicht in sein Konzept passen, ablehnend; hierbei wird auch gemischt argumentiert mit Hinweis auf historische Studien, die seiner Auffassung entsprechen. Dieselbe Vorgehensweise kennzeichnet auch den wichtigen Exkurs über »Bestattungen in fibelgeschmückter Kleidung«. Durchaus in Kenntnis der kontroversen Debatte zu dieser, stellt er reichlich einseitig fest, dass es »vor dem gegenwärtigen archäologischen Kenntnisstand kaum möglich [ist], plausibel zu begründen, weshalb die betreffenden Kleidungsstile und Kleidungsbestandteile »germanisch« sein sollen« (S. 775), wobei er sich unter anderem auf die Dissertation seines Freiburger Kollegen Philipp von Rummel von 2007 bezieht (*Habitus barbarus. Kleidung und Repräsentation spätantiker Eliten im 4. und 5. Jahrhundert.* Ergbd. RGA 55 [Berlin und New York 2007]); wiederum wird von Fehr beklagt, dass er sich mit seiner Auffassung gegen eine »fast übermächtige Forschungstradition« zur Wehr setzen muss, die »ausschließlich« für »eine germanische Zuweisung dieser Kleidung« plädiert, sei es die sogenannte Vierfibeltracht, sei es die Peplostracht. In konsequenter Fortführung seiner Argumentationslinien sei es auch hier klar, dass es sich »um eine weitere Innovation der 2. Hälfte des 5. Jahrhunderts« handelt. Sie wurde von einer Gesellschaft im Umbruch hervorgebracht, in der »die Kategorien »römisch« und »germanisch« keine grundlegende kulturelle Differenz mehr bezeichneten« (S. 783), womit die schon mehrfach erwähnte Quintessenz der Monographie von Fehr nochmals bekräftigt wird. Der Rezensent hat, auch aus Platzgründen, darauf verzichtet, auf Fehrs Thesen in Kapitel III mit entsprechender Kritik einzugehen. Diese findet sich nun in einer jüngst erschienenen Studie von Horst Wolfgang Böhme (*Transformation oder Bruch? Überlegungen zum Übergang von der Antike zum Frühen Mittelalter im Rheinland.* *Rhein. Vierteljahrsbl.* 76, 2012, 34–52), womit ein Vertreter der viel kritisierten »traditionellen Forschung« zu Wort kommt.

Zu Kapitel III ist insgesamt festzuhalten: Hier hätte Fehr – wie schon betont – die Gelegenheit gehabt, sein Endergebnis »einer kulturellen Neuorientierung«, die ethnischen Interpretationen für den Antagonismus »Germanen und Romanen« den Boden entzieht, mit eigenständiger Forschung unter Einsatz aller zielführenden methodisch relevanten und in der Forschung bewährten Instrumentarien zu untermauern. Dazu hätte es aber »einer detaillierten Analyse des Fundstoffes« bedurft, die Fehr aber als wenig aussichtsreich bezeichnet (s. o.). Genau dies, also ein »elaboriertes Modell« auszuarbeiten, war aber erklärtermaßen und aus unerfindlichen Gründen nicht das Ziel seiner Arbeit.

Auch wenn Kapitel III auf die »Anfänge des Reihengräberhorizontes« ausgerichtet ist, so bedauert der Rezensent, dass die in den Kapiteln I und II so generell aufgeworfene und vieldiskutierte Frage zur archäologischen Unterscheidbarkeit von Germanen und Romanen nicht wieder aufgegriffen wurde, also über Gallien hinaus, vielleicht in einem abschließenden Abschnitt. Hier hätte die Chance bestanden, den zu kurz geratenen Exkurs zum »positiven Nachweis der Romanen«, der ja überregional angelegt ist (s. o.), im Sinne von Grundlagenforschung wieder aufzugreifen. Dazu hätte vor allem die übergeordnet wichtige Frage gehört, wie der zum Teil sehr hohe Anteil an beigabenlosen oder beigabenarmen Bestattungen zu erklären ist, zum Beispiel durch christliche Jenseitsvorstellungen; Sebastian Brather hat dies verneint, der Rezensent aber bekräftigt (S. Brather, *Ethnische Identität und frühgeschichtliche Archäologie. Das Beispiel der Franken*. In: S. Rieckhoff / U. Sommer [Hrsg.], *Auf der Suche nach Identitäten: Volk – Stamm – Kultur – Ethnos*. BAR Internat. Ser. 1705 [Oxford 2007] 123 f.; V. Bierbrauer, *Christliche Jenseitsvorstellungen und romanische Beigabensitten vom 5. bis zum 6./7. Jahrhundert*. In: N. Krohn / U. Koch [Hrsg.], *Grosso modo. Quellen und Funde aus Spätantike und Mittelalter*. Festschrift für Gerhard Fingerlin zum 75. Geburtstag. *Forschungen zu Spätantike und Mittelalter I* [Weinstadt 2012] 39–50). Kritik zu üben, oft gestützt auf die jeweils genehme ausgewählte Literatur, reicht eben nicht aus, um den Begriff »Romanen« zu eliminieren, einen zentralen Argumentationspunkt bei der Beschäftigung mit dem Antagonismus von Romanen und Germanen.

Dieses Beispiel mag zum Abschluss der Rezension dazu dienen, die Vorgehensweise von Hubert Fehr nochmals zu kennzeichnen. Sie ist über weite Strecken von einem wenig konstruktiven Diskussionsstil geprägt. Sein Ergebnis (»kulturelle Neuorientierung«: s. o.) hält der Rezensent für nicht erwiesen. Das Begriffspaar »Romanen und Germanen« wird weiterhin Gegenstand interdisziplinärer Forschung bleiben.

München

Volker Bierbrauer